

III. FAZIT: Studierende und Berufspraktiker der Religionspädagogik im Vergleich – Kontinuität? Akzentverschiebungen? Deutlicher Wandel?

Diesen Forschungsbericht abschließend sollen die wesentlichen Charakteristika der in den Teilen I und II ausgebreiteten Detail-Ergebnisse in Erinnerung gerufen und gleichsam die 'Essenz' der empirischen Antworten auf die in der vorstehenden Überschrift gesetzten Fragezeichen herausgearbeitet werden. Eine Verdichtung der durch die Daten grundgelegten Einsichten sowie Ansätze für übergreifende Lesarten der darin deutlich werdenden Zusammenhänge finden sich in Kapitel II in der als Buch veröffentlichten Kurzfassung des hier vorliegenden Forschungsberichts: *Andreas Feige, Nils Friedrichs, Michael Köllmann, Religionsunterricht von morgen? Ostfildern: Schwabenverlag 2007.*

Motive der Studienfachwahl

Mittelwerte-Vergleiche

Die drei Motive, die die Spitzenplätze einnehmen, können als Ausdruck sowohl des Anspruchs auf wie auch des Bedürfnisses nach *egozentrierte(r), theologischer Selbstbildung* bezeichnet werden. Dabei ist den Studierenden der Motiv-Spitzenreiter V361 „aus *persönlichem* Interesse“ offensichtlich nicht so trivial erschienen, als dass sie nicht fast unisono darauf zurückgegriffen hätten. Im Bewusstsein der Studierenden liegt ihrer Studienfach-Entscheidung vielmehr ein durch den Begriff „Interesse“ repräsentiertes *Engagement* der *Person* zugrunde, das *Identifikation* signalisiert, statt bloße Nützlichkeits-Orientierung. Der scheinbare Allgemeinplatz „persönliches Interesse“ erschien beim Ankreuzen als hilfreich zur Hand, um das Engagement der *Person* als *Legitimierungsinstanz* einer Studienfachentscheidung zu kennzeichnen und nicht als Resultante fremdbestimmt auferlegten Handelns: Jedwedes fremdbestimmte Handeln – etwa seitens der Eltern – erfährt vielmehr stärkste Ablehnung. In Bezug auf Religion/Religiöses bzw. im Kontext aller anderen Studienfächer, die an einer Hochschule zu studieren sind, scheint es den Studierenden gerade auf dieses Signal des „persönlichen Interesses“ angekommen zu sein.

Die Sprachgestalt des zweitplatzierten Items („um ReligionslehrerIn zu werden“) scheint neben seiner fragebogentechnisch provozierten Informationsfunktion (zur Unterscheidung der LehramtsbewerberInnen von anderen Theologiestudierenden) auch ein Signal von 'Ganzheitlichkeit' zu enthalten: „Wenn ich ankreuze, ich will 'ReligionslehrerIn' werden, ist damit eigentlich auf recht kompakte Weise zum Ausdruck gebracht, um was es mir im Zusammenhang meines Interesses an Theologie/Glaubensfragen und dergleichen geht: nämlich diese Aspekte sowohl in meiner *Person* als *LehrerIn* zu verkörpern, als auch in eben dieser *Personalität* objektiv, emotional und didaktisch zu kommunizieren und gegenüber den SchülerInnen als religiöse TraditionsagentIn zu fungieren.“ So könnte der vielleicht zugrunde liegende Impetus formuliert werden.

Besonders bemerkenswert im Rahmen der differenzierenden Auszählungsergebnisse ist, dass bei V369 („Motivation durch *RU*“) es die *Jüngsten* sind, bei denen die Zustimmung zu diesem Item am stärksten ausgeprägt ausfällt. Natürlich mag das auch eine Funktion der für die Jüngsten ganz besonders aktuellen Erinnerung sein. Gleichwohl heißt es, dass das leichter Erinnerungbare auch tatsächlich zumindest ein 'Verstärker' gewesen ist, das Studium der Theologie / Religionspädagogik zu wählen (als Erst-, Zweit- oder Drittfach). Und das wiederum bedeutet, dass auch – und möglicherweise sogar besonders – ein positiv erlebter *schulischer Religionsunterricht* (noch) eher die Entscheidung für das Studienfach unterstützt hat bzw. wahr-

scheinlich werden lässt. Das wiederum relativiert zwar nicht den Stellenwert von anderen beteiligten Einflussfaktoren wie Elternhaus, Gemeinde/Pfarrei, allgemeine Verbundenheitsgefühle mit der Kirchen und dgl. Aber es unterstreicht, dass eine 'schuleigene' Religion/Religiosität in der Lage ist, gleichermaßen 'traditionsbildend' zu wirken. Denn ihr positives Erleben-Können kann dazu führen, in der *schulischen* Organisations- und Interaktionsdimension religiösen Kommunizierens ebenfalls tätig werden zu wollen.

Gleichermaßen sollte Erwähnung finden, dass sich das Rangreihenprofil zum Thema „Studienmotive“ im Grundsatz auch dann nicht wesentlich ändert, wenn man es nach den Minderheiten- und Mehrheitenpositionen in der Frage der Legitimation konfessioneller Trennung des Christentums unterscheidet. Das wiederum stärkt die Lesart, dass es nicht eher traditionsgebunden-extrinsische Einflusskonstellationen bei den Studierenden waren/sind, die den Entschluss legitimieren, das Fach Theologie – mit welcher Berufseinmündung auch immer – zu wählen. Vielmehr liegt diesem Entschluss ein eben individuell-egozentrierter Rückbezug auf die Legitimationsinstanz eines „persönlichen Interesses“ zugrunde.

Faktoren-Analyse

Im Grundsatz zeigen sich hier weitgehende, aber eben doch nicht vollständige Übereinstimmungen zwischen den ev. und kath. Studierenden: In Teilbereichen werden die Pointen in den konfessionellen Gruppierungen etwas unterschiedlich gesetzt – Akzente, die sich letztlich einer *theologischen Milieu-Prägung* zu verdanken scheinen, die natürlich immer zugleich auch eine Sozialprägung ist.

Hinsichtlich der Analyse der so genannten „factor-scores“, durch in einzelnen Merkmalsgruppen die Abweichungen (Mehr-/ Minderunterstützung) von den allgemeinen Faktoren-Ergebnissen geprüft wurden, ist hingegen weitestgehend von einer gleichermaßen in beiden konfessionellen Gruppierungen feststellbaren 'Nicht-Affiziertheit' im Blick auf die herangezogenen hochschul-*binnensystemischen* Differenzierungskriterien zu sprechen. Dieser Befund gilt nicht nur für die Ergebnisse dieses Themenkreises, sondern generell für die gesamte Studie. Insoweit kann man sagen, dass die Studierendenschaft beider Konfessionen unter dem Gesichtspunkt hochschulinterner Differenzierungsgesichtspunkte weitestgehend in der Strukturierung ihrer thematischen Verweisungen homogen reagiert.

Das Fazit zum Themenkreis „Studienmotive“ unter dem Gesichtspunkt der aufgedeckten Konnotationen in den Wahrnehmungen der Befragten lautet also: (1) Die Ausformung der thematischen Motive-*Strukturierung* durch konnotative Verweisungszusammenhänge vollzieht sich bereits im *vor-akademischen* Bereich. (2) Nach Konfessionszugehörigkeit differenziert finden sich nur tendenziell typisierbare (gleichwohl im Ansatz wahrnehmbare) Unterscheidungen. (3) Das wiederum widerspricht nicht dem 'konfessionellen Beheimatungsgedanken'. Es macht aber deutlich, dass die Motive zur Aufnahme eines Studiums *im Grunde* nicht aus dem Erleben konfessioneller Differenziertheit resultieren. Vielmehr sind und bleiben es grundsätzlich die *individuumszentrierten* Legitimationsbegründungen, die die Fachwahl fundieren. Deren Strukturiertheit scheint freilich aus (*leicht* unterschiedlichen) konfessionellen Konnotations-*Milieus* zu stammen.

Ausbildungsinteressen während des Studiums

Mittelwerte-Vergleiche

Es zeigt sich eine überraschend hoch ausgeprägte Gleichgestimmtheit mit der ReligionslehrerInnenschaft, die bereits an den Schulen Baden-Württembergs tätig ist: Sichtbar wird eine gleichsam gemeinsame 'Polung' in Fragen von Aus- und Fortbildungsthemen. Diese liegen

offenbar der Aufnahme eines akademischen Studiums zum Thema „Praktische und theoretische Religionspädagogik“ noch *voraus*.

Vor allem wichtig ist dieses Ergebnis: 'Studieren' meint *nicht* 'vor allem' die Aneignung handwerklicher Vermittlungstechniken, also unbeschadet dessen, worum es da 'eigentlich' geht. V166 („Methodische Hilfen für den Unterricht“) nimmt erst den dritten Platz ein. Es geht zumindest in gleicher Weise darum – und dies eben auf der Basis *zu klärender* theologischer Grundfragen –, dass die Person des Studierenden die „Alltagsbedeutung von Religion“ (V160) systematisch-akademisch zu erkunden versucht und hierzu die „existentiell-ethischen Grundfragen des Menschlichen“ erörtern möchte. Offensichtlich findet im Bewusstsein der Studierenden nicht vornherein (und schon gar nicht allein) eine Verzweckung von Inhalten im Blick auf ihre mögliche spätere berufliche Verwertbarkeit statt. Die Aufnahme des Studiums – beispielsweise an einer PH mit dem Berufswunsch 'PrimarstufenlehrerIn' – bedeutet offenbar nicht, die in Kindheit und Jugend lebenspraktisch erfahrene religiöse Kulturwelt nun lediglich in eine 'lehrermäßige' Tätigkeitsdimension einzubringen, weswegen es im Studium vornehmlich um die Einübung nur lehr-handwerklicher Fertigkeiten gehen müsse, die ein Stück weit die spätere Praxis vorwegzunehmen versucht. Vielmehr ist und bleibt es auch für den 'auf Lehramt' Studierenden eine *persönlich* wichtige Frage und Aufgabe, sich – unbeschadet des letztlich erreichbaren/erreichten qualitativen Niveaus – zumindest in die *theologische* Dimension dessen einzudenken zu wollen, was man durch eine in der Regel langjährig und regelmäßig genossene Kindergottesdienstpraxis an *religiositätsästhetischer* Erfahrung gleichsam 'nebenbei' hat machen können und was man dann vielleicht als Jugendliche(r) als Kindergottesdienst-HelferIn fortgesetzt hat.

Gleichermaßen bemerkenswert ist, dass es die beiden Altersklassen der „bis 21-Jährigen“ sind, die den von den Variablen V168 („Gestaltung von Schulleben und -kultur“) sowie V169 („kreativ-sinnliche Erschließung religiöser Formen“) indizierten Bildungsdimensionen eine *hohe* (!) Rangigkeit einräumen. Insbesondere im Blick auf die „*kreative Sinnlichkeit* bei der Erschließung *religiöser* Formen“ entpuppen sich die Jüngsten als diejenigen, die dazu eine (noch) stärker ausgebildete Erwartungshaltung an den Tag legen. Die noch in den 70er/80er Jahren beobachtbare emotionale wie kognitive Distanz Jüngerer zu ästhetischer Expressivität dort und dann, wo es um *religiöse* Fragen ging, ist heute aus den nachwachsenden jüngeren Generationen offenbar ausgewandert. Die Objekte emotionaler Expressivität, die heute auch medial ausgelebt werden, können heute auch aus dem Bereich der Religionskultur (auch der 'kirchlichen') stammen. Beobachtungen auf dem katholischen Weltjugendtagtreffen in Köln 2006 konnten stundenlang Evidenzen dafür liefern.

Auch wenn insgesamt die Differenzen zwischen den Sub-Stichproben nicht von fundamentalen Unterschieden sprechen lassen dürfen: Es wird die *Tendenz* erkennbar, dass die Antizipationen der späteren Berufsaufgabe, die von den im Studium präferierten Ausbildungs-Themen indiziert werden, bei den an der Universität Studierenden (freilich einschließlich derer, die nicht in den Schuldienst münden werden) zwar nicht unbedingt 'theologischer' ausfallen. Aber diese Studierenden scheinen doch mit einer anderen Klientel zu rechnen; und sie sehen die Unterrichtsinhalte wie auch die Präsentationsformen eher 'kognitiv-intellektuell' ausgerichtet.

Und auch dies sollte eigens festgehalten werden: Bei der Rangreihenpositionierung zum Thema Ausbildungsschwerpunkte/-interessen unterscheiden sich die Studierenden unter dem Gesichtspunkt ihrer Konfession *nicht*.

Faktoren-Analyse

Diese vertiefende Analyse zeigt uns: Die katholische Studierendenschaft strukturiert das Gesamtfeld ihrer Ausbildungsthemen-Interessen während des Studiums einerseits nicht grundle-

gend anders als ihre evangelischen KommilitonInnen. Aber sie setzt mit der Struktur ihrer Verweisungszusammenhänge im Detail solche Akzente, die man vielleicht als *Tendenz* zum 'ganzheitlichen' Unterrichten – gleichsam 'mit Leib und Seele' – bezeichnen könnte.

Instrumentelles Studienziel

Mittelwerte-Vergleiche

Dieser Themenkreis fügt dem Gesamtbild der Motive und Interessen einen wichtigen Aspekt hinzu: Die interessengeleitete Beschäftigung mit Theologie im Rahmen eines akademischen Studiums klammert die Dimension des „religiösen Selbstverständnisses“ zwar nicht aus, sie stellt aber diese Subjektivitäts-Bearbeitung nicht an die erste Stelle, sondern positioniert sie etwa gleichstark neben das dritte Kriterium „Methoden- und Medienkompetenz“. Damit wird signalisiert, dass dem Gesichtspunkt der „akademischen Disziplinierung“ des Interesses an Theologie („Fachwissen“) der Vorrang eingeräumt wird. Und zugleich wird gesehen, dass damit auch eine Veränderung in der persönlichen Befindlichkeit verbunden sein könnte. Diese wird bewusst mit angestrebt. Durch diesen Gesichtspunkt hebt sich das Fach Religionspädagogik entscheidend von den anderen Schulfächern ab, die die ReligionslehrerInnen ebenfalls unterrichten müssen: Die Studierenden haben sich für ein Fach entschieden, bei dessen Studium eine Veränderung in der eigenen 'personalen' Bewusstseinsbefindlichkeit nicht nur für möglich gehalten, sondern auch studienzielmäßig – und damit auf akademischem Niveau – angestrebt wird. So erhält der Mittelwert von 3,52, den das Kriterium „Entwicklung meines religiösen Selbstverständnisses“ als „*bevorzugter* (!) Lernakzent der Lehrveranstaltungen“ hat auf sich ziehen können, sein besonderes Gewicht. Gleichwohl wird dadurch die Spitzenstellung des Kriteriums „Fachwissen“ nicht relativiert – im Gegenteil: Die Funktion von „Fachwissen“ erhält dadurch eine zusätzliche Tiefenschärfe.

Unterrichtliche Zielvorstellungen

Mittelwerte-Vergleiche

Auch hier gilt es allererst die erstaunlich weitgehende Übereinstimmung zwischen den Studierenden und der ReligionslehrerInnenschaft zur Kenntnis zu nehmen.

Wichtig im Blick auf den im unterrichtlichen Ziele-Katalog ebenfalls enthaltenen topos 'Beheimatung' ist sodann folgendes Detail-Ergebnis: Zwar rangiert V52 „in der Kirche beheimaten“ bei den Studierenden an drittletzter Stelle. Gleichwohl darf nicht übersehen werden, dass auch dieses Item bei jenen, die mehrheitlich zwischen 18 und 25 Jahre alt sind, noch einen Mittelwert von 3,0 (!) für sich 'erringen' kann. Dieses Item ist in der Geschichte der Religionspädagogik und ihrer didaktischen Entwürfe ja nicht unumstritten gewesen und wird von manchen immer noch als 'amtskirchlich dekretiertes Vereinnahmungsgebot' gedeutet. Ausweislich der Befragungsergebnisse ist es eines, dass sich *nicht* erst als ein 'maternalistischer bzw. 'paternalistischer' Reflex einer Erwachsenen-Generation herausbildet, die sich im beruflichen Gegenüber zu einer als 'Kinder-Generation' wahrgenommenen SchülerInnenschaft sieht und entsprechend reagiert. Hier scheint vielmehr ein eher komplexer Hintergrund für die Entscheidung vorzuliegen, Theologie/Religionspädagogik zu studieren: Das lebensweltliche Herkommen in all seinen miteinander verflochtenen Facetten in Gestalt des 'Kirchlichen' – mithin eine 'Beheimatungserfahrung' – ist an der Studienfach-Entscheidung mitbeteiligt. Das Beheimatungs-Motiv im unterrichtlichen Ziele-Katalog ist somit ein wohl eher unthematisch bleibender Reflex auf diese Erfahrung – ein Reflex, der vermutlich eher nicht um die kirchenamtliche Beauftragung seitens des Episkopats weiß. Eher steht eben das Subjekt und seine Erfahrungsdimension im Vordergrund, wie das auch die Daten zur Motivationen-Struktur nahe legen, die an primärer Stelle das „*persönliche* Interesse“ als zentrale Legitimationsinstanz an dem kognitiv-intellektuellen Geschäft der „Theologie“ (und nicht einer 'Glaubens-Performan-

ce') sehen. Vor diesem Hintergrund kann dann auch nicht überraschen, dass dieses Befragungsergebnis so gut wie keine 'Streuung' des Urteils zwischen den Konfessionen kennt.

Unbeschadet der didaktisch-methodischen Brücken, über die man später zu seinen SchülerInnen gelangen will, sind, in überwiegende Zahl, in den Augen der 'vor-beruflich' urteilenden Studierenden die unterrichtlichen Zielformulierungen schulstufeneunabhängig zu verstehen. Nicht also erst die Schulrealität bzw. die dazugehörigen Unterrichtspläne fordern und fördern die Zustimmung zu bestimmten Zielvorstellungen für den Unterricht. Vielmehr favorisieren die Studierenden, die im Prinzip in ihren Vorstellungen ja noch 'frei' sind, offenkundig Vorstellungen, die ihnen zum späteren Berufseinsatzort eher intuitiv zu 'passen' scheinen.

Faktoren-Analyse: (a) Ev. Studierendenschaft

Das Analyse-Bild für die ev. Studierendenschaft indiziert durch Anzahl und Positionierung der Nebenladungen ein deutliches Interesse der Studierenden auch an gegenseitiger 'Anschlussfähigkeit' zwischen bestimmten Gesichtspunkten in den konnotativen Bündelungen von Ziele-Items, die ansonsten aus guten Gründen auf verschiedenen Faktoren 'beheimatet' sind. Damit signalisiert die ev. Studierendenschaft tendenziell eine positionelle 'Einerseits-Andererseits-Haltung': Wenn z.B. das Ziele-Item der „Lebens- als Glaubensfragen-Erschließung“ (V22), das hauptladungsmäßig auf dem Faktor 7 („mit biblischen Bezügen christliche Lebensprägung fördern“) liegt, durch Ko-Zuweisung auch auf den Faktor 8 mit der Aufgabe verbunden wird, das „Profil christlicher Ethik herauszuarbeiten“, dann wird mit dieser Doppel-Zuordnung vielleicht etwas 'typisch Protestantisches' indiziert: Die Dimension des Religiös-Transzendenten ist nicht so sehr als ein Mysterium zu begreifen und in seiner Gegenüberstellung zum Menschen zu belassen, sondern diese Dimension ist über eine intellektuell-kognitive ebenso wie ansatzweise emotional fundierte *Ethik* in den Lebensvollzug zu integrieren – und eben dieser Integrationsprozess ist zugleich wieder als Glaubensvollzug zu transzendieren. In jedem Falle ist es bemerkenswert, dass es im evangelischen Studierendenbereich (und damit anders als bei den evangelischen ReligionslehrerInnen und ebenso bei den kath. KommilitonInnen) zu dieser Doppel-Zuordnung kommt. Die evangelischen KollegInnen an den *Schulen* haben jedenfalls in ihrer Item-Strukturierung die beiden Items konsequenterweise gleich in ihren dortigen Faktor 6 'einsortiert'.

Freilich findet sich (zusammen mit V 49) die Itemverknüpfung von V22/V23 auch in der bereits praktisch tätigen katholischen ReligionslehrerInnenschaft als Element auf deren Faktor 7 („mit biblischen Bezügen christliche Lebensprägung fördern“). Dort aber ist V22 („Lebens- als Glaubensfragen erschließen“) mit einer hohen Nebenladung auch mit jenem Faktor verknüpft (Faktor 6), in dem es um die „allgemeine Religiositäts-/Transzendenzdimension des Menschlichen“ geht: Ein Stück weit wird dort bei den kath. Lehrenden also die für die ev. Studierendenschaft apostrophierte Anbindung an einen ethischen Handlungs-Imperativ ein wenig gelöst und – dennoch – zugleich signalisiert, dass es auch für die katholische Wahrnehmung darum geht, die religiöse *Transzendenz* in der lebenspraktischen *Immanenz* zu entdecken und zu verorten.

Insgesamt gesehen gibt es zwischen der evangelischen Studierendenschaft und ihren KollegInnen an den Schulen Baden-Württembergs im Blick auf die Hauptmenge der unterrichtlichen Zielvorstellungen eine hohe inhaltlich-strukturelle Übereinstimmung im Muster ihrer Verweisungszusammenhänge. So kann auch unter diesem analytischen Blickwinkel wiederholt werden, was bereits im Abschnitt über die Mittelwerte-Vergleiche feststellbar war: *Vorstellungen über unterrichtliche Ziele in ihren Zusammenhängen untereinander sind nicht erst das Produkt persönlich erlebter Praxiserfahrungen, sondern sie wurzeln bereits in einem vorprofessionellem Raum.* Auch wenn das Argument stimmen dürfte, dass viele Studierende bei

der Beantwortung ihre eigenen Religionsunterrichtserfahrungen auf ihr zukünftiges Berufsfeld projizieren: Das mag zwar eine hohe Übereinstimmung im *Intensitätsmaß* der Zustimmung verständlich machen, wie es durch die Mittelwerte-Analysen zur Darstellung gelangen konnte. Aber man dürfte deshalb nicht zwingend erwarten, dass sich die beiden Populationen auch in ihrer 'Kompositions-Leistung der Verweisungszusammenhänge bzw. thematischen Konnotationen' so stark ähneln.

Faktoren-Analyse: (b) Kath. Studierendenschaft

Für die kath. Sub-Stichprobe zeigt sich am Faktor 1 („christlich-theologisch plausibilisierende Hinführung zur Lehrmeinung der Institution“) eine ebenso interessante wie wichtige Pointe: Das, was die evangelischen KommilitonInnen – *und* auch die bereits unterrichtenden ReligionslehrerInnen katholischer Konfession (vgl. Abb. 529) – in ihren jeweiligen Faktoren-Matrizen auf den Faktor 5 resp. Faktor 4 positionieren, nimmt bei den katholischen Studierenden den Faktor-Platz 1 ein. Mehr noch: Sie reichern diesen 'Theologie-Faktor' auf spezifische Weise an. Für sie gehört zur Vermittlung „von theologischem Fachwissen“ bzw. „christlicher Grundbildung“ konnotativ hochgradig auch die „Verständlichmachung der Lehrmeinung der Kirche“ hinzu! Man könnte das – rein theoretisch – als projektiven Vollzug dessen verstehen wollen, was die römische Glaubenskongregation als sicherlich befriedigenden Vollzug ihres per 'missio' der Schule verliehenen 'Lehramtes' verstehen dürfte. Man kann diese Zuordnung freilich auch eher so verstehen, dass damit ein Problemtitel indiziert ist: „Christliche Grundbildung / theologisches Fachwissen“ an einer Schule zu vermitteln wird heutzutage nicht gelingen können, ohne dass man nicht auch den Versuch unternimmt, auch und gerade für junge katholische SchülerInnen den Lehramts-Anspruch der Institution verstehbar, verständlich, vielleicht sogar akzeptierbar zu machen. Man kann es auch so formulieren: Im Unterschied zu den von dieser Aufgabe nicht betroffenen evangelischen KommilitonInnen – aber auch im Unterschied zu den an der Schule Tätigen, die hier vielleicht einen praktikablen, vielleicht sogar 'typisch katholischen' Kompromiss gefunden haben (eine Vermutung, die sich auf 'qualitative' Weise im Rahmen der berufsbiografischen Interviews katholischer ReligionslehrerInnen in Baden-Württemberg hat zeigen lassen) – sehen aus der Perspektive ihrer Ausbildungssituation heraus hier die katholischen Studierenden eine Herausforderung. Von der wissen sie, dass sie sich ihr werden stellen müssen. Und vielleicht bedeutet sie für die kath. Studierendenschaft eine stärkere professionell-existenzielle Provokation als dies nach außen hin deutlich werden kann.

Anders als die evangelische Studierendenschaft nehmen die kath. KommilitonInnen Veränderungen in Teilbereichen ihrer Faktoren-Matrix vor, die sie von der ReligionslehrerInnenschaft ihrer Konfession deutlicher unterscheiden als dies bei der evangelischen Studierendenschaft im Blick auf ihr konfessionelles Bezugs-Kollektiv beobachtbar ist. Der Vergleich zeigt, welchen Weg in Richtung auf eine praxismodifizierte Realität die katholischen Studierenden noch gehen werden/zu gehen haben: Wie schon bei den Ausbildungsschwerpunkten könnte man die 'Sortierleistung' (auch) der katholischen ReligionslehrerInnen als deutlich 'praxistauglich(er)' bezeichnen. In ihr spiegelt sich die Wirkung beruflicher Erfahrung wider. Durch die gelingt es – beispielsweise – den bereits in der Schule Lehrenden, folgende Variablen zu einem Faktor zu bündeln: „konfessionelle Positionen stützen“/ „Lehrmeinung der Kirche verständlich machen“/ „Differenzen zwischen Religionen und Konfessionen zeigen“ *und* „Lehrtraditionen kritisch-konstruktiv diskutieren“ (vgl. Abb. 529). In ihrer Wahrnehmung sind dies hoch miteinander vereinbare bzw. thematisch eng miteinander zusammenhängende Teildimensionen ihres gesamten Unterrichtens. Demgegenüber verteilen die katholischen Studierenden diese vier Items auf vier verschiedene Faktoren. Es wäre eine reizvolle Aufgabe für den religionspädagogischen Fachverstand, sich einmal mit dieser unterschiedlichen Sortier-

Perspektive auseinanderzusetzen und die Frage zu erörtern, an welche Faktoren zu denken ist, um diese unterschiedliche Mischungspraxis nachvollziehbar zu machen.

Unterrichtliche Gestaltungsmöglichkeiten

Mittelwerte-Vergleiche

Allererst: Das Ausmaß der Übereinstimmung mit den Ergebnissen aus der Baden-Württembergischen ReligionslehrerInnen-Studie vermag schon in Erstaunen zu setzen – handelt es sich doch um Elemente, die sehr viel enger als in anderen Themenkreisen dieser Befragung mit der Praxis-Welt des Unterrichtens und insoweit mit noch nicht selbst erlebter Berufspraxis zusammenhängen. Das bedeutet: Derzeit scheint sich im Kommunikationssystem schulisch organisierter Religionspädagogik ein recht stabiles 'Kreislaufsystem' entwickelt zu haben, das für eine gewisse Stabilität in der unterrichtlichen Performance sorgt. Damit beteiligt es sich wiederum – im Bereich beider Konfessionen gleichermaßen – an der Nachwuchsrekrutierung, denn die Motivationen-Analyse hat ja zeigen können, dass der erlebte Religionsunterricht in erheblichem Maße zu den Motivatoren für die Studienfachentscheidung gehört.

Faktoren-Analyse

Zumindest für die ev. Studierendenschaft lassen sich die Ergebnisse wegen der besonderen Strukturbedingungen der Teil-Stichprobe des universitären Bereichs (wegen der dort anzutreffenden unterschiedlichen Aspirationen im Blick auf die späteren beruflichen Anforderungen) nicht immer eindeutig interpretieren. Aber zumindest im Blick auf die katholische Studierendenschaft – für die im Prinzip natürlich die gleichen Bedenken gelten – erlaubt es die Indizienlage, von einer stärker ausgeprägten kategorialen Konsistenz der Strukturierungsleistung bei den thematischen Verweisungszusammenhängen zu sprechen. Sie zeigt inhaltlich – zumindest streckenweise – die 'katholische' Nähe zu in sich geschlossenen sakral-liturgischen Gestalten. Unter der Analyse-Perspektive konfessioneller Milieus ist dies ein weiterer Hinweis dafür, dass es solche (allerdings sehr schwach ausfallenden) Prägungen – zumindest im Rekrutierungs-'Fundus' der ReligionslehrerInnenschaft – immer noch gibt und dass sie inhaltlich tendenziell dem Stereotyp des Unterschiedes zwischen 'evangelisch' und 'katholisch' entsprechen.

Verhältnis 'Kirche – Schule'

Mittelwerte-Vergleiche

Das wichtigste Ergebnis aus dieser Themenkreis-Analyse lautet: Die Verankerung der kirchlichen Beauftragung (*missio/vocatio*) ist bereits im Bewusstsein der Studierenden offenbar mit der gleichen Selbstverständlichkeit verankert, die auch für die schon in der Schule praktizierenden ReligionslehrerInnenschaft beider Konfessionen festzustellen ist. Dabei zeigt sich eine vielleicht so nicht erwartete, aber möglicherweise doch plausible Pointe: Die *Affirmation* der kirchlichen Beauftragung bei den Studierenden der *evangelischen* Theologie / Religionspädagogik fällt *etwas* stärker aus als bei ihren katholischen KommilitonInnen.

Insgesamt lassen sich die Zahlen-Ergebnisse so lesen: Derzeit gelten die einstigen gegenseitigen Wahrnehmungsverhältnisse, wie sie etwa zu Beginn der 70er Jahre geherrscht haben, für das Verhältnis 'Junge Generation – Kirche' *nicht mehr*. Die Genese des Prozesses, die zu diesem Ergebnis geführt hat, kann mit Mitteln dieser Untersuchung nicht erklärt oder beschrieben werden. Aber die Befragungsergebnisse liefern für die Generation der gegenwärtig das Fach Theologie / Religionspädagogik Studierenden *beider* Konfessionen belastbare Indizien dafür, dass ihr Verhältnis zur 'Institution Kirche' als entspannt zu kennzeichnen ist. Streng genommen muss es zwar Spekulation bleiben, daraus zu folgern, dass sie wohl nur in den selteneren Fällen 'Kirche' als eine Institution kennen gelernt haben, *gegen* die man seinen Individuali-

tätsanspruch in Stellung bringen muss (was dann mit Reaktionen zu verknüpfen wäre, mit denen eine größere Distanz signalisiert würde). Gleichwohl kann man aus diesen und Indizien anderer Untersuchungen schließen, dass bei den nachwachsenden Generationen und mithin auch bei den Studierenden keine 'Bedrohungswahrnehmung' aus der Richtung der Institution vorliegt. Allerdings ist im Zusammenhang des Problemkreises 'Kirche - Öffentliches Schulwesen' wichtig zu sehen, dass in Bildungssystemen, in denen eine existierende kirchenamtliche Kontrollmöglichkeit durchaus auch existentielle Berufspraxis-Folgen haben können – wie etwa in Österreich –, sich solche Befragungsergebnisse wohl nicht ganz so klar zeigen müssen. Das haben Ergebnisse entsprechender Untersuchungen von Anton Bucher in Österreich belegen können Und deshalb kann man auch folgendermaßen formulieren: Die auch in der kath. Studierendenschaft wahrnehmbare entspannte Situation ist möglicherweise (auch) ein Produkt der berufsexistentiellen Unabhängigkeit der LehrerInnen des Faches Religion gegenüber kirchenamtlichen Bevormundungsversuchen (so sie denn nicht auszuschließen sind).

Auch das folgende Ergebnis ist im Besonderen bemerkenswert: In der katholischen Substichprobe gibt es im Blick auf beide Verhältnis-Gestaltungen („nimmt bildungspolitisch Einfluss/achtet auf *missio/vocatio*“) zwischen Lehramt/Nicht-Lehramt sich deutlicher zeigende Skalenwert-Differenzen: Sie weisen in beiden Fällen seitens der Nicht-Lehramtsbewerber ein stärkeres Affirmationsverhalten aus. Anders ausgedrückt: Die Tendenz zur Affirmations-Verstärkung geht eher *nicht* von denen aus, deren Berufszieleinmündung die Schule ist. Die Antizipation des späteren professionellen Umfeldes führt wohl bereits während des Studiums dazu, das Verhältnis Kirche-Schule leicht unterschiedlich zu beurteilen, d.h. in der Affirmation sich entweder leicht stärker hervorzutun oder entsprechend mehr Zurückhaltung zu zeigen. Das dementiert zwar nicht die insgesamt festzustellende Nähe der Urteilspositionen zueinander und damit die grundsätzliche Feststellung, dass auch die Studierendenschaft des Faches weitgehend so reagiert, wie ihre bereits in der Schule praktizierenden KollegInnen, indem sie insgesamt die Existenz eines auch kirchlichen Lehrauftrages und des kirchlichen Rechts auf Bildungspolitik-Beeinflussung eher positiv sehen. Aber es zeigt sich doch, dass die Affirmation eher dann beobachtbar ist, wenn die Studierenden *nicht* in eine Schulkarriere einzumünden gedenken, sondern sich professionell innerhalb des organisierten Kirchensystems anzusiedeln versuchen. Aus 'schulischer Sicht' sollte man zwar, so sieht es auch die Mehrheit der Studierenden, von einer „freundlichen Symbiose“ sprechen dürfen, wie es für die Baden-Württembergische ReligionslehrerInnen-Studie formuliert worden ist. Demgegenüber war für die niedersächsische Untersuchung 'nur' eine „symbiotische Distanz“ zu diagnostizieren. Diese bildungspolitische Linie des gegenseitigen Unabhängighaltens von 'kirchlicher' und 'schulischer' Religion lässt sich also aus der Zusammenschau aller Ergebnisse sowohl der Niedersächsischen wie auch der Baden-Württembergischen ReligionslehrerInnen-Studie ableiten: Aus dem begrüßten Zustand einer 'Religion *nicht ohne Kirche*' soll nicht so etwas wie eine nicht gewünschte 'Kirche in der Schule' werden. Diese Auffassung ist nun also als eine zu erkennen, die auch von denen mehrheitlich unterstützt wird, die noch nicht im Schulsystem praktizieren, es aber in naher Zukunft tun wollen. Nicht also erst die Schulpraxis führt zur Politik einer 'freundlichen Symbiose'. Vielmehr zeigt sich diese Haltung bereits zu einem Zeitpunkt, bei dem man sich zwar studiengangsmäßig schon entschieden hat, aber sich in dieser Frage doch gleichwohl noch offen halten könnte.

Kirchliche Aufgaben in der Gesellschaft

Mittelwerte-Vergleiche

Sind bei der Mehrzahl der Themenkreise die Übereinstimmungen zwischen der Studierendenschaft und der ReligionslehrerInnenschaft in Baden-Württemberg hoch (z.T. sehr hoch), so fallen sie demgegenüber bei diesem Themenkreis insgesamt gesehen nicht so deutlich aus.

Das ist angesichts der ansonsten zum Teil frappierend hohen Übereinstimmungen ein insoweit bemerkenswertes Ergebnis, das sich auf andere Weise auch bei den Faktoranalysen zeigt.

Gleichwohl gibt es inhaltlich bemerkenswerte 'Nicht-Differenzen': So erscheint die Aufgabenstellung, die Kirche solle „den Menschen Orientierungshilfen geben“ den Studierenden wie den ReligionslehrerInnen unangefochten am wichtigsten. Diese Aufgabe behält ihren Spitzenplatz auch in den allermeisten Differenzierungen nach verschiedenen anderen Prüfvariablen. Diesen Befund kann man so akzentuieren: Könnte es noch als eine generationenspezifische Attitüde vornehmlich der Älteren angesehen werden, dass es darum gehen solle, den Jüngeren/Nachfolgenden „Orientierungen“ zu geben – eine Attitüde, in der auch eine Art Beschützerreflex und ein Kontinuierungsbedürfnis verborgen liegen mag –; und könnte man auch meinen, dass diese Aufgabe der Kirche als Traditionsinstanz im besonderen zufällt, so ist nun festzustellen: Auch die Jüngeren/Jüngsten nehmen dieselbe Aufgabenzuweisung vor. Der (sicherlich stereotypisierende) Verweisungszusammenhang zwischen 'jung sein' und 'keine Orientierungshinweise für nötig zu halten' wird zumindest im Blick auf die Kirche empirisch nicht bestätigt. Im Gegenteil: Wer in der Jungen Generation dies für eine wichtige Aufgabe der Kirche hält, muss auch zeitdiagnostisch festgestellt haben, dass danach zumindest *Bedarf*, möglicherweise auch ein bewusst wahrgenommenes *Bedürfnis* besteht. Die Wahrnehmung der Gegenwart seitens der Studierenden zeigt offenbar, dass diese Gegenwart keineswegs als in sich stimmig empfunden wird. Und in dieser Bedarfs- und Bedürfnislage taucht, offenbar für viele aus der jüngeren Generation ganz selbstverständlich, die Institution Kirche auf und sie wird in genau dieser – ganz bewusst wohl allgemein gehaltenen – Funktion angefragt. „Orientierung“ ist mithin ein benennenswertes Desiderat und diesbezüglich wird der Kirche nicht etwa die Position einer (misstrauisch beobachteten) Definitionsmacht, sondern die Aufgabe der Hilfestellung zugeordnet. So ermöglicht sie sogar die *Entscheidungsautonomie* des Individuums, und zwar dadurch, dass sich dieses Individuum bei seiner Entscheidung einerseits nicht allein gelassen sieht, sich andererseits auch nicht bedrängt, bevormundet oder gar determiniert sieht und etwaige Versuche von vornherein zurückweisen würde. Es ist diese Entscheidungsautonomie-*Praxis*, der sich ja auch bei der Spitzenpositionierung des Items „aus persönlichen Interesse“ im Blick auf die Studienmotivation gezeigt hat.

So kann man im Blick auf diesen Befund (auch) bei der jungen Generation der Studierenden der Religionspädagogik/Theologie formulieren: Unter dem alles überwölbenden Vorzeichen der „Orientierungsfunktion der Kirche“, hinsichtlich deren Akzeptanz bzw. geforderten Existenz eine Übereinstimmung mit der bereits berufstätigen ReligionslehrerInnenschaft besteht, akzentuiert die derzeit jüngere Generation bzw. akzentuieren die Vertreter der zukünftigen LehrerInnen-Generation(en) *zugleich* die Elemente der Gegenwartsnähe (V236/ V232) und der Elemente der Unterscheidbarkeit – man könnte vielleicht auch sagen: das Element der *Widerständigkeit* gegen Zeitgeist-Phänomene (V233/V240). Die junge Generation der Religionspädagogen funktionalisiert die Institution Kirche für ihren individuellen Autonomieanspruch in der Weise, dass sie ihr *als Institution* eine Art 'Merkposten-Funktion' zuschreibt, d.h. die Funktion, in einer Situation beliebig zugänglich erscheinender Selbstbild-Produkte (von esoterischen Zirkeln bis hin zu Scientology) durch ihre Unterscheidbarkeit eben „Orientierung“ bieten zu können. Die Platzierung dieser Items ist in dieser Lesart also nicht das Signal einer Unterwerfungserklärung, sondern das der Indienstnahme. Diese lässt freilich an dem Entscheidungsrecht des Individuums keinen Zweifel aufkommen. Sie kennt vielleicht nicht einmal (mehr) Bedrängnisgefühle im Blick auf die Institution.

Diesem Bild funktional-faktisch zu entsprechen, wird im Raum der Kirche erhebliche intellektuelle Profil-Reflexionen erfordern. Mindestens sollte bewusst bleiben, die Funktionszuschreibung der Widerständigkeit nicht mit einem (in Wirklichkeit nicht vorhandenen) Signal

der Unterwerfungsbereitschaft unter die Ansprüche der Institution gleichsetzen zu dürfen. Man könnte vielleicht sagen, dass dieser Funktionszuweisung der Appell innewohnt, dass – um es einmal mit dem Soziologen Helmut Schelsky auszudrücken – die Kirche zwar die Aufgabe habe, die „Dauerreflexion zu institutionalisieren“ und qua Institutionalisierung die Ergebnisse der Dauerreflexion profilscharf zu halten, *ohne* aber aus der *Reflexion* eine dogmatisch starre und gehorsamsheischende *Indoktrination* werden zu lassen. Auf *dieses* Funktionsbild hin sind die zukünftigen ReligionslehrerInnen bereit, mit Hilfe ihres schulischen Religionsunterrichts die Kinder auch „in der Kirche zu beheimaten“. Und der Blick in die konfessionellen Sub-Stichproben zeigt: Hier sind sich die Angehörigen beider Konfessionskirchen *nahezu ununterscheidbar* einig.

Faktoren-Analyse

Auch unter diesem analytisch differenzierenden Zugang wird erkennbar, dass das Thema der 'Institutionalität' des Religiösen lebenspraktisch noch nicht 'glattgeschliffen' ist: Im Blick auf die Aufgaben-Zuweisungen an die 'Institution Kirche' nehmen die Studierenden die thematischen Verweisungszusammenhänge deutlich anders wahr als ihre KollegInnen an den Schulen des Landes. Ihre Wahrnehmungen sind von der *expliziten Thematisierung von Spannungsverhältnissen*, wenn nicht gar von der *Diagnose von Aporien* geprägt. Wie schon bei den Mittelwerte-Vergleichen könnte deren Stoßrichtung mit der Leit-Frage von Helmut Schelsky („Ist [denn] Dauerreflexion [überhaupt] institutionalisierbar?“) gekennzeichnet werden.

Dabei zeigen sich nur *im Ansatz* – also keineswegs als ausgeprägt zu bezeichnende – konfessionelle Unterschiede bei den *inhaltlichen* Anknüpfungspunkten dieser ansonsten grundsätzlich in den Konfessionsgruppen gleichermaßen gestellten Problematisierungs-Frage. Sie können mit aller Vorsicht als solche gekennzeichnet werden, die den üblichen Vorstellungen über die 'Anmutungen' von 'protestantisch' und 'katholisch' entsprechen.

Im Detail zeigt sich, dass es (leicht stärker ausgeprägt als im evangelischen Bereich, wo ebenfalls diesbezüglich eine leichte Tendenz zu beobachten ist) bei den kath. Studierenden eine Teilmenge gibt, deren Bestreben es nicht nur ist, die Singularität der „geistlichen Profilstärkung“ herauszuarbeiten (die man ja gleichwohl ablehnen könnte), sondern die vielmehr auch an einer Unterstreichung von deren Dignität interessiert zu sein scheint. Allerdings: Unter Absehung von dieser Teilpopulation im katholischen Bereich macht die hohe Ähnlichkeit in der Reaktion der Studierenden beider Konfessionen deutlich, dass es insgesamt gesehen wohl weniger 'Unterbrechungen' im Annäherungsprozess zwischen den kirchlich 'semi-professionellen Laien' beider Konfessionen gibt, als man hier und da vermuten könnte / möchte.

Profilelemente christlichen Glaubens

Mittelwerte-Vergleiche

War im Blick auf die kirchlichen Aufgabenstellungen in der Gesellschaft von der üblichen hohen Übereinstimmung eher nicht zu sprechen, so zeigt sich demgegenüber im Blick auf die Einschätzung/Wahrnehmung der „Profilelemente christlichen Glaubens“ (wohl nicht unerwartbar), dass die zu vergleichenden Kurven-Lagen im gesamten Skalenfeld, d.h. die darin ausgedrückten Wichtigkeitsbeschreibungen der angebotenen Items, *hochgradig übereinstimmen*: Es bleibt auch in der derzeitigen Generation des ReligionspädagogInnen-Nachwuchses bei jenen Strukturen, die sich – und dies ohne wirklich signifikante Alters- und Generationendifferenzierungen – auch bei der Niedersächsischen und Baden-Württembergischen ReligionslehrerInnenschaft gezeigt haben. Insoweit wiederholt sich für die Studierenden, die hier zu einem Thema Stellung nehmen sollten, für dessen Beantwortung eigentlich ein gehöriges Maß an unterrichtlicher Praxis gehört, das Phänomen einer hohen Übereinstimmung zwischen zwei Populationen, von der die eine bereits das ist, was die andere erst werden möchte.

Unangefochten an der Spitze der Kurven in *beiden* Populationen hält sich der Satz, der sowohl als Diagnose wie auch als Postulat gelesen werden darf: „Ohne gedankliche Auseinandersetzung bleibt der Glaube leer“. Diese intellektuelle Bewusstseinsanstrengung, die Involviertheit der ganzen Person und damit eben auch ihres 'denkenden Zentrums' wird von den ReligionslehrerInnen ebenso wie vom Studierenden-Nachwuchs zur Bedingung der Möglichkeit erklärt, christlichen Glauben zu praktizieren. Christlicher Glaube, so kann man diese Platzierung im Kontext der anderen drei Elemente im Spitzenfeld lesen, besteht sicherlich nicht allein aus „gedanklicher Auseinandersetzung“. Aber ohne diese Auseinandersetzung ist 'Glaube' heute nicht zu haben: Unter den Wissensbedingungen der Moderne, in denen die insbesondere naturwissenschaftlich gewonnenen Erkenntnisse unsere Selbstauffassung beeinflussen, ja bedrängen, kann man auf eine andere Ebene des Selbstverhältnisses nicht (mehr) auf gleichsam naturwüchsige Weise kommen – etwa durch Transzendierung der Natur qua Mythenbildung, die es dann einfach nur nachzuerzählen gilt. Das geht vielmehr nur dadurch, dass das, was gleichwohl 'Glaube' bleibt, nicht gegen andere Dimensionen des Weltverhaltens wie des Selbstverständnisses ausgespielt wird. Der Autonomieanspruch des Individuums, der sich z.B. auf der Ebene der Studienmotivation in der Metapher des „persönlichen Interesses“ zum Ausdruck bringt, greift auf die „gedankliche Auseinandersetzung“ zurück, ohne diese an die Stelle des „Glaubens“ zu setzen. Mit dieser Signatur werden dann die funktionalen und inhaltlichen Charakteristika dieses „Glaubens“ benannt: dass „Glaubenskräfte im Leben tragen“; dass sich Glauben als „praktizierte Nächstenliebe“ dechiffrieren lässt und dass man „mit (nicht: in) seinem Leben 'Gott' bezeuge“. Religiosität erscheint in eine *Synthese* von Glauben und Denken eingebunden und dürfte entsprechend auch das künftige Unterrichtskonzept der später praktisch kommunizierenden Religionspädagoginnen – natürlich schulstufenspezifisch geformt – bestimmen. Dass sich in den beiden konfessionellen Sub-Stichproben die Verhältnisse nicht ändern, dürfte keine Überraschung mehr darstellen.

Erstmals zeigt sich bei dem Themenkomplex „Glaubenselemente“ unter dem Gesichtspunkt von Alter und Semestererfahrung ein Bild, das die Studierenden nicht mehr als ununterscheidbares (und insoweit als gleichsam profillos existierendes) 'Studier-Kollektiv' erscheinen lässt. Es fördert nämlich auch Differenzen zu Tage, die auf zumindest *moderate Dynamiken* im Verlaufe eines Studiums hinweisen und die in dieser Hinsicht auch interessante Profilunterschiede zwischen den Konfessionen aufdecken. Dabei gibt es einige Gesichtspunkte, die im Blick auf die Erstsemester den näheren Beobachtungen direkt 'vor Ort' – also in Universität und Pädagogischer Hochschule – anzuempfehlen sind. Ähnliches gilt es auch für die Unterscheidung zwischen Universitätsstandort und PH-Standort zu vermelden: In dieser Hinsicht sind Aspekte der 'personal-privaten' und der antizipierten 'professionellen' Identität im Blick auf die Elemente eines Glaubensprofils sichtbar, die damit – natürlich sehr indirekt – etwas Zusätzliches über die Grundqualitäten der Zielvorstellungen aussagen.

Faktoren-Analyse

Es zeigt sich bei der evangelischen Studierendenschaft wieder die weitgehende Übereinstimmung zwischen den Populationen der Studierenden und der Lehrenden: Im Bereich der Konnotationen-Strukturierung mit Blick auf zentrale christlich(-protestantische) Elemente des *Glaubens* ist man sich zwischen 'Jung' und 'Alt' weitestgehend einig. Dagegen, so zeigte es sich, wurde diese Einigkeit im Blick auf die „Aufgaben der Kirche in der Gesellschaft“ aufgelöst, wengleich auch nicht in eine 'Contra-Struktur' überführt. Das bedeutet: Einigkeit 'im Grundsatz', d.h. bei den Elemente-Bestimmungen des christlichen Glaubens, hat offenkundig *nicht* zur Folge, dann auch im Blick auf die *Organisationsgestalt* des Christlichen Glaubens in gleicher Weise seine Konnotationen zu strukturieren. Vielmehr formuliert die Studierenden-

schaft hier die Problematisierungssakzente so, dass die wahrgenommenen Spannungen / Aporien deutlich werden.

Im Übrigen finden sich in Einbeziehung der kath. Studierenden bei den aufgedeckten Verweisungszusammenhängen zwischen den Elementen des Glaubensprofils Indizien für das Fortbestehen konfessioneller Milieu-Prägungen *und zugleich* auch Hinweise darauf, dass sich diese Milieu-Prägungen freilich auch mit Positionierungen verbinden lassen, die den 'gängigen' Stereotypen der konfessionellen Milieu-Prägung *nicht* entsprechen. Das zeugt für selbstständige Denkbewegungen im Rahmen des kath. religionspädagogischen Nachwuchses in Bezug auf die Konstituierung ihrer Konfessionalität, die gleichwohl auf dem Boden ihrer konfessionellen Beheimatung stattzufinden scheinen.

Evaluation von Modellen konfessioneller Kooperation

Mittelwerte-Vergleiche

Eine grundlegende Gemeinsamkeit mit den bereits tätigen ReligionslehrerInnen besteht darin, dass insgesamt zu dieser Frage keine 'überschäumende Begeisterung' zu verzeichnen ist. Die Studierenden beider Konfessionen präferieren einen im Prinzip getrennt bleibenden Unterricht, bei dem sie freilich für konfessionelle Kooperation offen bleiben (wollen). Die Vorstellung, SchülerInnen beider Konfessionen unterrichten zu sollen/zu wollen, und dies auch noch im „Klassenverband“ (also z.B. auch einschließlich der Muslime) findet, relativ gesehen, nochmals weniger Zuspruch und hebt sich damit deutlich von der Reaktion der praxiserfahrenen ReligionslehrerInnenschaft ab. Einig ist man sich freilich darin, dass es nicht für gut zu halten sei, wenn die „Inhalte des Religionsunterrichts übergreifend in anderen Fächern“ aufgingen. Vielleicht darf es nicht wundern, wenn die Studierenden – noch auf dem Weg zu einem professionellen Profil und einer professionellen Erfahrungsbasis – eher auf das zurückgreifen, was ihnen vertraut ist. Und zu diesem Vertrauten gehört eben auch – das zeigt der hohe Grad an lebensweltlicher Verankerung der Studierendenschaft in den klassisch-kirchengemeindlichen Sozialisationskontexten, insbesondere dem Kindergottesdienst-Milieu –, dass man 'kultur-konfessionell' (also eher nicht: dezidiert theologisch-dogmatisch) geprägt ist; und dass man sich dessen oft erst bewusst wird, wenn man im Dialog (oder in Konfrontation) mit der anderen Konfession steht. Vielleicht erscheint die Bewältigung einer organisatorisch intensivierten Zweigleisigkeit in der Berufspraxis – z.B. 'katholisch-christlich' sein zu wollen *und* sich auch 'protestantisch-christlich' auskennen zu müssen bzw. *vice versa* – aus der Perspektive der Studierenden als zu anspruchsvoll. Wie auch immer: In dieser Frage, das können die Blicke in die konfessionellen Sub-Stichproben zeigen, sind sich die Studierenden beider Konfessionen einig.

Im Übrigen lässt sich am Thema der „konfessionellen Kooperation“ zeigen, dass der Beruf des Religionslehrers/der Religionslehrerin nicht ohne einen auch *konfessionellen* Identitätsbezug auskommt: Das zeigt sich zum einem natürlich bei denen, deren eher 'konfessionalistische' Haltung zu einem 'dezidierten' Meinungsverhalten in der Frage der Kooperationsmodelle führt. Aber das zeigt sich zum anderen eben *auch* darin, dass selbst jene, die in der Frage der konfessionellen Trennungsbegründung der Auffassung sind, das könne man „auch anders sehen“, am ehesten dort zustimmen können, wo eine konfessionelle Kooperation von der 'sicheren Basis' eines zunächst konfessionell angelegten Religionsunterrichts ausgehen kann. Schlussendlich: Es ist auch den katholischen und evangelischen Studierenden des Faches „Theologie / Religionspädagogik“ das Interesse daran gemeinsam, dass sie – so wurde es auch für die Baden-Württemberger ReligionslehrerInnen-Studie formuliert – wohl am liebsten „mit evangelischer bzw. katholischer Identität für eine guten Unterricht kooperieren“ wollen. Diese Haltung ist also kein Produkt, das sich erst nach längerer Berufserfahrung einstellen

kann. Es beruht – so kann man das Ergebnis des Vergleichs der Populationen lesen – vielmehr auf einem der unterrichtlichen Praxis *voraus* liegenden Interesse. Das präferiert nach Möglichkeit solche unterrichtlichen Realisationsbedingungen, in denen das (thematische oder unthematisch bleibende) konfessionelle Beheimatungs-Bewusstsein gewährleistet bleibt.

Faktoren-Analyse

Im Vergleich zu den weiter oben bereits rekapitulierten „unterrichtlichen Gestaltungsmöglichkeiten“ sind es hier die evangelischen Studierenden, bei denen eine Tendenz zu leicht höherer Bündelungs-Konsistenz besteht. Eine Gemeinsamkeit zwischen den Konfessionen-Gruppen zeigt sich aber in der Ablehnung des *status quo* des konfessionell geschlossenen Unterrichts. Und: Ein Akzentunterschied findet sich noch hinsichtlich der Platzierung des Faktors „volle bi-konfessionelle Kooperationsaktivität“. Er bildet bei den katholischen Studierenden den ersten Faktorplatz und bestimmt damit in am meisten profilierter Weise deren Wahrnehmung des Problemfeldes.

Zugleich sind bei der Konnotationen-Struktur der Studierenden, die deren thematischen Verweisungszusammenhänge aufdeckt, (nur) partielle Übereinstimmungen mit der jeweilig konfessionell dazugehörenden ReligionslehrerInnenschaft zu diagnostizieren. Diese Partialität zeigt, dass es von Einfluss ist, in diesen Fragen auf Praxiserfahrungen zurückgreifen zu können. Die führen dann – freilich nur in Teilbereichen! – zu einer anderen Sicht der Dinge. Das ist ein Ergebnis, das nur dann als 'selbstverständlich' erscheinen dürfte, wenn man ebenso selbstverständlich auch in dieser Frage von einer – *vor*-akademisch stattfindenden – konfessionellen Milieu-Prägung ausgehen würde. Für eine solche Prägung gibt es zwar verschiedentlich Hinweise. Die machen aber ihrerseits nicht zwingend, dass sich der Prägungs-Gesichtspunkt gerade beim Thema der konfessionellen Kooperationsmodell-Einschätzungen bemerkbar machen müsste.

Begründungen für den (faktisch) konfessionell gemeinsamen Unterricht

Mittelwerte-Vergleiche

Die Studierendenschaft unterscheidet sich von der ReligionslehrerInnenschaft in ihren Positionierungen in dieser Frage in der Grundtendenz *nicht*: Man kommt also bereits an die Schule mit einer Perspektive, die sich von der, die die bereits an der Schule Tätigen haben, nicht wesentlich unterscheidet und die deshalb nicht als erst von der Schulpraxis 'erzwingen' gekennzeichnet werden dürfte. Auch das ist eine interessante, wenn auch kleine Facette im Bild über die Ausgestaltung des Kontinuierungsprozesses, der derzeit im Rekrutierungssystem der evangelischen und katholischen ReligionslehrerInnenschaft in Deutschland offenkundig stattfindet.

Auch in der Studierendenschaft erhält das Argument von V109 („Unterschiede zwischen den Konfessionen spielen keine Rolle mehr“) einen vergleichsweise recht hohen Zustimmungswert. Angesichts der deutlichen Tendenzen, sich in seiner Kirche beheimatet zu sehen / sehen zu wollen, sollte die Votums-Ausprägung zu dieser Variablen folgendermaßen gelesen werden: Mit diesem Begründungsgesichtspunkt für das spätere interkonfessionelle Unterrichten – unbeschadet des Organisationsmodells, das man dafür bevorzugt – wird ja nur schlicht festgestellt, dass es unter den *SchülerInnen* in ihren Selbstwahrnehmungen kaum noch bewusste Betonungen konfessioneller Unterschiede gebe. Deshalb könne man einen interkonfessionellen Unterricht als realitätsangemessen ansehen. Das fällt nun offenbar (auch) den Studierenden umso leichter, je eher das Unterrichten im 'Schutz' von organisatorischen Vorkehrungen geschehen kann, die ihrerseits die konfessionelle Verwurzelung des *Lehrenden* einigermaßen zu garantieren versprechen.

Zwar ist es konsequent sich zwischen den Konfessionen inhaltlich unterscheidendes Positionierungs-Profil nicht zu erkennen. Dennoch: Im Vergleich zu den optisch oft kaum wahrnehmbaren Unterschieden zwischen den Konfessionen bei anderen Meinungsbildungs-Themen sind die hier beobachtbaren Distanzen von kaum weg zu diskutierender Deutlichkeit. Im katholischen Bereich zeigt sich eine größere 'Sensibilität' gegenüber den Legitimationsfiguren für interkonfessionelles Unterrichten: Sie greifen leicht häufiger bzw. intensiver zu Affirmationsformulierungen interkonfessionellen Unterrichts als es die evangelischen KommilitonInnen meinen tun zu sollen/zu müssen. Dabei sollte nicht vergessen werden, dass sich diese 'Sensibilität' bzw. dieser leicht intensivierte Legitimationsbedarf im Kreise der *Studierendenschaft* beobachten lässt: Damit kann es nicht als ein erst durch schulische Praxis geformtes Produkt gekennzeichnet werden, sondern als eines, das bereits aus dem vorakademischen Raum stammt. 'Studierendenspezifisch' ist diese Feststellung nicht. Der Einzelvergleich je Begründungs-Item zwischen der katholischen und evangelischen Substichprobe in der Baden-Württembergischen ReligionslehrerInnen-Studie zeigt nämlich im Prinzip dieselbe Tendenz. Dort beträgt für die katholischen ReligionslehrerInnen der Affirmationsgrad des „pädagogischen Grundes“ für die *Ablehnung* der Aufteilung in konfessionsverschiedenen Gruppen 3,54 während er bei den evangelischen 'nur' 2,72 erreicht. Demgegenüber liegen die Mittelwerte bei allen anderen Items sehr dicht beieinander. Im Prinzip ist genau dies das Bild, was sich nun auch in der katholischen Studierendenschaft wiederfindet. Mithin: Wenn die Lesart der besonderen katholischen Sensibilität/des Legitimationsbedarfs richtig ist, dann ist dies ein Phänomen, was nicht *studierenden*-spezifisch, sondern *konfessionskultur*-spezifisch ist.

Insgesamt lässt sich resümieren, dass die Studierendenschaft des Faches in beiden Konfessionsgruppen im Blick auf die Legitimationsintensität für interkonfessionelles Unterrichten in der Gesamttendenz einander relativ nahe ist, sich aber je nach akademischer Verankerung (Universität/Pädagogische Hochschule) doch tendenziell voneinander unterscheidet. Dabei liegt die größere Affirmationsintensität erkennbar bei den LehramtsanwärterInnen. Die, so könnte man sagen, antizipieren eher die Praxisperspektiven, wofür sie sowohl auf die pädagogische wie die theologische Legitimationsfigur zurückgreifen.

Faktoren-Analysen

Im Blick auf die denkmöglichen Begründungen bzw. auf die empirisch-faktische Unterrichtspraxis an den Schulen liegt die Sortierung der Items auf der Hand und die Studierenden haben sich auch weitgehend daran gehalten. Darüber hinaus kann die Analyse zeigen, welche tiefer liegenden Wahrnehmungen bzw. Zumessungen bei den Studierenden beider Konfessionen vorliegen – und zwar in gleicher Weise: Die *ökumenische* Begründung ist ein *Argument sui generis* und erweist die deutliche(re) Separierung der binnenschulischen von der konfessionskirchlichen Begründungsdimension. Auch für die beruflich nachwachsenden ReligionspädagogInnen geht es also darum, einerseits keine „Kirche in der Schule“ zu etablieren, aber doch zugleich Religion „nicht ohne Kirche“ haben zu wollen.

Konfessionelle Akzentsetzungen im zukünftigen Religionsunterricht?

Mittelwerte-Vergleiche

Abschließend darf auch für diesen Themenkreis festgestellt werden, dass sich die Populationen der derzeit Studierenden und die der ReligionslehrerInnen an den Schulen nicht wesentlich unterscheiden: Unter Ausklammerung konfessioneller Unterschiede stimmen beide Populationen in der Platzierung des Spitzenwertes sowie auch in der inhaltlichen Zuordnung zu den 'Schlusslichtern' überein. Bei allen zusammengenommen steht V264 („Christen sind vor Gott nicht vertretbar“) an der Spitze und ebenfalls bei der Mehrheit *beider Konfessionen*

kommen – wenn man sie zusammen betrachtet – die kirchenamtlich-katholische Trennungsbegründung sowie der Anspruch auf den Primat des Papst-Amtes für die konfessionelle Profilierung / Akzentuierung des eigenen Unterrichts weitestgehend *nicht* in Frage.

Bei zwei Items 'vergisst' die Studierendenschaft gegenüber ihren KollegInnen an den Schulen freilich höhere Mittelwerte (= intensivere Zustimmung): Die „Wichtigkeit, aber nicht Heilsnotwendigkeit von Kirche und Gemeinde“ sowie die Überzeugung, dass künftig „die spezifischen Inhalte des Lehrkanons meiner Konfession die Inhalte meines RU akzentuieren werden“! Gerade der letzte Befund widerspricht einer möglicherweise virulenten Vermutung, die nachwachsenden Generationen von ReligionslehrerInnen bewegten sich in Richtung eines nun endgültig konfessionell kulturlosen ('allenfalls gerade noch christlichen') Religionsunterrichts. Anders ausgedrückt: Während ihrer Studienzeit signalisieren die Befragten in Antizipation ihrer künftigen beruflichen Situation, die für die meisten ja in der Schule angesiedelt sein wird, dass sie sich ihrer konfessionellen Herkunft – d.h. ihrer *sozialkulturell-konfessionellen Beheimatung* ebenso wie ihrer dogmatischen Anbindung – auch in der späteren Unterrichtspraxis bewusst bleiben und dies auch in ihrem Unterricht realisieren wollen. Dabei muss offen bleiben, inwieweit einer solchen Beheimatung auch ein 'randscharfes' konfessionelles Wissen und Bewusstsein entspricht und kommuniziert wird. Es gibt Indizien, die in die Richtung weisen, dass es wohl die *soziale* Beheimatung ist, die stärker ausgeprägt ist. Jedenfalls erfährt dieses sich in der Baden-Württembergischen ReligionslehrerInnen-Studie bereits zeigende sozialkulturell-konfessionelle Beheimatungs-Bedürfnis der ReligionslehrerInnen noch einmal eine recht eindrucksvolle Unterstreichung. Es drückt sich freilich *nicht* dadurch aus, dass man es über die (nicht gewährte) Affirmation der spezifisch katholisch-*institutionellen* Kirchlichkeits-Ansprüche (Trennungsbegründung / Papstamt-Primat) tut. Es existiert vielmehr davon unabhängig.

Mag das noch für die evangelischen Studierenden als eine leicht fallende Affirmation einer Haltung betrachtet werden, die man mit dem Slogan „evangelisch – aus gutem Grund“ kennzeichnen könnte, so gilt es, diesen Befund in der katholischen Studierendenschaft sorgfältig zur Kenntnis zu nehmen. Die Pointe zuspitzend kann man formulieren: Vor dem Hintergrund dieser Daten-Konstellation gewinnt die empirisch gewonnene Einsicht noch einmal besondere Bedeutung, nach der die derzeit Studierenden sich – einerseits – des spezifischen Inhalts des konfessionellen Lehrkanons durchaus auch in der späteren Unterrichtspraxis bewusst bleiben *wollen*. Andererseits gehört in ihren Augen freilich zu diesem „Lehrkanon“ *nicht* die sich *institutionell* ausdrückende Selbstlegitimation des Katholischen bzw. des klerikalen Apparates in Form von Papstamt-Primat und Trennungsbegründung. Und genau diesbezüglich unterscheiden sie sich auf der Ebene der *Intensitäts-Vergleichsmessung* von ihren in den Schulen praktizierenden KollegInnen.

Faktoren-Analyse

Die Ähnlichkeit der Strukturen der Verweisungszusammenhänge in den Populationen der Studierendenschaften und ihren jeweiligen konfessionellen 'Bezugsgruppen' der bereits Lehrenden ist *außerordentlich hoch*. Mitunter sind die einen von den anderen nur bei sehr scharfem Hinsehen und dann auch nur an einigen wenigen Stellen zu unterscheiden.

Allerdings gibt es zwischen den Konfessionen der Studierenden selbst (leichte) Unterschiede in der Ausdifferenziertheit ihrer Konnotationen-Strukturierung: Die evangelischen Studierenden sind – auf ihre Weise – bereit, den Kanon der sog. 'protestantischen essentials' noch einmal zu unterteilen, um auf diese Weise zwei dieser essentials als welche zu positionieren, die besonders zur Unterscheidbarkeit der Konfessionen taugen. Damit zeigt sich bei der ev. Studierendenschaft eine Sensibilität sowohl für konfessionelle Unterschiede als auch – möglicherweise (aber durch diese Methode nicht aufweisbar) – für ein Bedürfnis nach entsprechen-

der konfessioneller „Beheimatung“ – vielleicht nach dem Motto: „evangelisch – aus gutem Grund“. In jedem Falle kann man – und dies gilt auch für die kath. Studierenden – von einer Unverkrampttheit der jüngeren Generationen gegenüber der Institution sprechen, die durch eine ebenso selbstverständliche wie auch die eigene Autonomie praktizierende Indienstnahme des Institutionellen seitens der individuellen Kirchenmitglieder geprägt ist.

Die katholischen Studierenden signalisieren, so zeigen es die Detail-Strukturen ihrer Verweisungszusammenhänge, ihre konfessionell-milieugeprägte Herkunft durch die 'katholizitätstypische' Verknüpfung bzw. Konnotation von katholisch-hierarchischen mit lebensweltlichen Elementen im Bereich ihrer kirchlich organisierten Religionspraxis.

